

Henning Nuissl und Bernadett Bigalke

Altwerden am Stadtrand – zum Zusammenhang von Suburbanisierung und demographischem Wandel

Setting old at the urban fringe – on the relationship between suburbanisation and demographic change

Kurzfassung

In den vergangenen Jahrzehnten haben die Städte in Deutschland einen ausgeprägten Suburbanisierungsprozess durchlaufen. Vor dem Hintergrund des gegenwärtigen demographischen Wandels gilt es diesen Prozess dahingehend neu zu bewerten, wie er sich auf die Lebensqualität älterer Menschen auswirkt. Am Beispiel einer Fallstudie in der Stadtregion Leipzig geht der Beitrag der Frage nach, welche Voraussetzungen das Leben am Stadtrand älteren Menschen dafür bietet, ihre alltäglichen Bedürfnisse zu befriedigen, ihre sozialen Netzwerke aufrechtzuerhalten und ein selbständiges Leben zu führen. Die vielfach angenommenen negativen Auswirkungen der Suburbanisierung können dabei nicht nachgewiesen werden.

Abstract

German cities have experienced a vibrant process of suburbanisation in recent decades. In the face of current demographic change there is a need to reassess the phenomenon of suburbanisation in terms of how it affects the quality of life of the elderly. Based on a case study in the Leipzig urban region this paper analyses the options and opportunities of elderly suburbanites to satisfy their daily needs, maintain their social networks and pursue an independent life in their suburban living environments. At large the presented results are not suited to prove the frequently assumed negative impact of suburbanisation on the elderly.

1 Ältere Menschen im suburbanen Raum – ein relevantes Thema?

Bis 2020 wird der Anteil der über 65-Jährigen an der deutschen Bevölkerung von bereits beachtlichen 16,3 % im Jahr 2000 auf 24,6 % ansteigen (UN 2003). Diese rapide Alterung unserer Gesellschaft ist, nachdem sie lange Zeit kaum zur Kenntnis genommen wurde, seit einigen Jahren zum Bestandteil des kollektiven (Problem-)Bewusstseins geworden. Als Ausdruck der „zweiten demographischen Wende“ (Kaa 1987) öffnet sie nicht nur den politisch Verantwortlichen, die über die richtigen Konzepte für eine Reform der sozialen Sicherungssysteme streiten, ein weites Betätigungsfeld,

sondern stellt auch Raumplanung und Stadtentwicklung vor eine neue Herausforderung.

Auf kommunaler Ebene beginnen Stadtverwaltungen, öffentliche und private Aufgabenträger sowie Wohnungsbaugesellschaften auf den demographischen Wandel zu reagieren. Dies zeigt sich zuallererst in der Anpassung städtischer Infrastrukturen an eine ergraute Klientel – etwa indem barrierefreie Zugangsmöglichkeiten zu öffentlichen Verkehrsmitteln geschaffen, Wohnungen altengerecht umgebaut oder (zusätzliche) Sozialstationen eingerichtet werden (Häußermann 1996, S. 47 ff.). Allerdings ist der Umbau von Einrichtungen der Daseinsvorsorge eine zwar notwendige,

aber noch keine hinreichende Bedingung der „Synchronisation“ von räumlicher und demographischer Entwicklung. Vielmehr stellt sich die grundsätzliche Frage, inwieweit die vorhandenen Siedlungsstrukturen einer alternden Gesellschaft generell angemessen sind.

Dem suburbanen Raum kommt hierbei besondere Bedeutung zu. Verstanden als Siedlungsstrukturtypus, der von geringer bis mittlerer Bebauungsdichte, weitgehender Funktionstrennung und Pendeldistanz zu einem städtischen Zentrum charakterisiert ist, wurde er – in Westdeutschland seit den 1960er Jahren, in Ostdeutschland erst nach 1989 – zur „Wahlheimat“ eines großen Teils der deutschen Bevölkerung (vgl. als Überblick Brake et al. 2001). Heutzutage, da viele Suburbanitinnen und Suburbaniten ins Rentenalter eingetreten sind, muss er zunehmend unter Beweis stellen, dass er nicht nur dem Zweigenerationenhaushalt in der Familienphase, sondern auch älteren Menschen ein geeignetes Lebensumfeld bieten kann. Die Beobachtung, dass die Umlandregionen der großen Städte vom demographischen Wandel in überdurchschnittlichem Maße betroffen sind (und was die Geschwindigkeit der Alterung ihrer Bevölkerung angeht, nur noch von den peripheren Regionen Nordostdeutschlands übertroffen werden), unterstreicht diese neue Herausforderung an den suburbanen Raum (vgl. Raumordnungsbericht 2005). Hinzu kommt, dass auch ältere Menschen, sofern sie denn umziehen, den suburbanen Raum häufig als Wanderungsziel bevorzugen (Friedrich 2002, S. 91 f.).

Auf der Grundlage einer empirischen Studie in der Stadtregion Leipzig diskutiert dieser Beitrag, welche Lebensbedingungen der suburbane Raum seinen älteren Bewohnerinnen und Bewohnern bietet, ob er deren Bedürfnissen gerecht wird oder ob die aktive Teilnahme am Prozess der Suburbanisierung in biographischer Perspektive langfristig nachteilige Konsequenzen hat. Dabei geht es zwar auch, aber keineswegs allein um Probleme der Infrastrukturausstattung am Stadtrand; ebenso wichtig sind Fragen der sozialen Einbindung am Wohnort. Darüber hinaus sind für die Wohn- und Lebenszufriedenheit älterer Menschen bekanntlich auch die Wohnbedingungen im engeren Sinne von herausragender Bedeutung. Eine genuin raumwissenschaftliche Perspektive einnehmend wird das Wohnungswesen in diesem Beitrag allerdings, darauf sei ausdrücklich hingewiesen, ausgeklammert – zumal die Diskussion zum altengerechten Wohnen bereits weit gediehen ist (vgl. exemplarisch Heinze et al. 1997). Im Folgenden wird zunächst der Diskussionsstand zu den Auswirkungen der Suburbanisierung für ältere Menschen skizziert (Kap. 2), um anschließend zu klären, wonach sich die Eignung des suburbanen Raums als

Wohnort älterer Menschen bemessen lässt (Kap. 3). Auf einige methodische Hinweise (Kap. 4) folgt dann – in aller Knappheit – die Darstellung ausgewählter Ergebnisse der empirischen Studie in der Stadtregion Leipzig (Kap. 5). Schließlich werden die empirischen Befunde der Studie im Licht der zuvor aufgeworfenen Fragen interpretiert (Kap. 6).

2 Der Einfluss der Suburbanisierung auf die Lebensbedingungen älterer Menschen

Die gesellschaftlichen und sozialen Auswirkungen der Wohnsuburbanisierung wurden in den vergangenen Jahrzehnten eingehend behandelt. Weite Teile der Fachöffentlichkeit sind dabei zu der Auffassung gelangt, dass die sowohl soziale als auch städtebauliche Homogenität der klassischen suburbanen Wohnsiedlung massive Probleme nach sich zieht (vgl. als Überblick Benfield et al. 1999): Verlust von städtischer Öffentlichkeit, verbunden mit einem Rückgang politischer Teilhabe (z.B. Putnam 2000), Isolierung der für die Reproduktionsarbeit verantwortlichen Hausfrauen an Heim und Herd (z.B. Strong-Boag et al. 1999), drastische Zunahme von Mobilitätsanforderungen bei ausschließlicher Orientierung auf das private Automobil als Verkehrsmittel einerseits (z.B. Newman/Kenworthy 1991), ungesunder Bewegungsarmut der erwachsenen Vorstadtbevölkerung andererseits (z.B. Lopez 2004), Verschwinden intensiver Nachbarschaftsbeziehungen (z.B. Freeman 2001) – all dies sind negative Erscheinungen, die der Suburbanisierung zur Last gelegt werden.

Was die Auswirkungen der Suburbanisierung auf ältere Menschen angeht, widmet sich die Literatur in erster Linie den *indirekten* – d.h. am innerstädtischen Ausgangspunkt der Suburbanisierung spürbaren – Effekten. So weist Häußermann (1996, S. 56 ff.) darauf hin, dass es noch vor 40 Jahren die innerstädtischen Altbaugebiete waren, die einen besonders hohen Anteil älterer Menschen beherbergten – und für Ostdeutschland galt dies, so darf hinzugefügt werden, auch noch Anfang der 1990er Jahre. Ältere Mitbürgerinnen und Mitbürger fanden dort eine differenzierte Infrastruktur vor und waren innerhalb ihres Quartiers meist in soziale Netzwerke integriert (Heil 1971; Clark 1987). Die Suburbanisierungsdynamik der vergangenen Jahrzehnte hat diese sozialräumlichen Strukturen jedoch weitgehend zum Verschwinden gebracht und darüber hinaus den Niedergang zahlreicher Innenstadtquartiere eingeleitet (Downs 1999) – ein Phänomen, das sich in den ostdeutschen Großstädten besonders deutlich beobachten lässt: Weite Teile der früheren Bewohnerschaft, insbesondere die gut Ausgebildeten und ökonomisch

misch Bessergestellten, haben diese Quartiere verlassen, und vielerorts sind Personen in prekärer sozialer Lage an deren Stelle getreten. Gerade ältere Bewohnerinnen und Bewohner, die im Quartier zurückbleiben, erfahren diesen Prozess als schmerzlichen Verlust und leiden darüber hinaus unter dem Verschwinden alteingesessener Läden und Dienstleistungsangebote. Im schlimmsten Fall kann dies ihre soziale Isolation zur Folge haben (Power 2001).

Nur wenige Untersuchungen, die zudem auf das spezifische Problem der Alltagsmobilität fokussiert sind, widmen sich ausdrücklich den *direkten* – d.h. am Stadtrand selbst wahrnehmbaren – Auswirkungen der Suburbanisierung auf die Lebensbedingungen älterer Menschen (z. B. Mollenkopf/Flaschenträger 2001; Föbker 2002; Schlag/Megel 2002). (Weitere) Erkenntnisse zu diesen Auswirkungen lassen sich jedoch (auch) aus dem vorhandenen Wissen über die für ältere Menschen optimalen Wohnumfeldbedingungen „extrapolieren“. Weite Teile des suburbanen Raums, die sich durch fehlende interne Differenziertheit, einen geringen Erlebniswert und die Abhängigkeit der Funktionsfähigkeit städtebaulicher Strukturen vom automobilen Individualverkehr auszeichnen, sind demnach als für ältere Personen wenig geeigneter Wohnstandort einzuschätzen (vgl. Föbker/Grotz 2006, S. 100). Eine Kompensation für diesen Umstand mag in vielen älteren suburbanen Wohngebieten, deren vor 25, 30 oder 40 Jahren gleichzeitig und häufig in der Familiengründungsphase zugezogene Bewohnerinnen und Bewohner gemeinsam älter geworden sind, freilich das gewachsene Geflecht der Nachbarschaftsbeziehungen bieten.

In den neuen Bundesländern besteht noch einmal eine besondere Situation. Suburbane Wohngebiete sind hier, aufgrund reichlich fließender Subventionen, ganz überwiegend in den 1990er Jahren entstanden. Die Wohnhäuser, bei denen es sich häufig auch um Geschosswohnbauten handelt, wurden in der Regel von Immobiliengesellschaften errichtet, und ein beträchtlicher Teil von ihnen sind Mietobjekte. Die kollektive Bauherrenenerfahrung, die so manches Neubaugebiet sozial zusammenschweißt, ist hier weniger verbreitet als in Westdeutschland. Die aus den Kernstädten zugezogene Bevölkerung suburbaner Wohngebiete in Ostdeutschland weist in der Regel ein vergleichsweise heterogenes soziales Profil auf – nicht nur was Bildung und Einkommen, sondern auch was Familienstand und Alter angeht. Die Kernfamilie als klassische Protagonistin der Suburbanisierung ist hier keineswegs dominant (vgl. Herfert 1996). Vielmehr haben auch zahlreiche Ehepaare, deren Kinder längst aus dem elterlichen Haushalt ausgezogen sind, die ihnen nach dem Ende

der DDR erstmals eröffnete Option zur Suburbanisierung ergriffen. Darüber hinaus sind auch nicht wenige Rentnerinnen und Rentner an den Stadtrand gezogen, und von denjenigen, die zum Zeitpunkt des Umzugs noch berufstätig waren, sind mittlerweile ebenfalls viele in den Ruhestand eingetreten. Die aktive Teilnahme vieler nicht mehr ganz junger Menschen an der transformationsbedingten Suburbanisierungsdynamik (vgl. Warnes 1994) verleiht der Frage nach den räumlich bedingten Lebensumständen älterer Menschen am Stadtrand für Ostdeutschland zusätzliches Gewicht.

3 Räumliche Voraussetzungen für ein gelungenes Altern

Bevor wir uns den Lebensbedingungen älterer Menschen im suburbanen Raum empirisch zuwenden, gilt es zunächst, die Gruppe der Älteren näher zu bestimmen sowie zu klären, welche Anforderungen aus ihrer Sicht an die räumliche Umwelt zu stellen sind. Mit der Rentengesetzgebung wurde Altsein seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert zu einer spezifischen Form sozialer Existenz, in die eintritt, wer endgültig aus dem Erwerbsleben ausscheidet – eine Existenzform allerdings, die sich in den letzten Jahrzehnten nicht nur drastisch verändert, sondern auch stark ausdifferenziert hat (Staudinger/Schindler 2002, S. 64 ff.). Verantwortlich hierfür sind nicht zuletzt die beträchtliche Zunahme des gesellschaftlichen Wohlstandsniveaus sowie die rasant gestiegene durchschnittliche Lebenserwartung, aber auch die bereits absehbare Verflüssigung der Grenze zwischen Arbeitsleben und Ruhestand, die im Zuge des allmählichen Verschwindens der (fordistischen) Normalberufsbiographie immer relevanter werden wird. So ist eine Gleichsetzung von Ruhestand und Altsein zunehmend fragwürdig geworden, weshalb die Altersforschung mittlerweile mindestens zwischen „jungen“ und „alten“ Alten differenziert. Bei einer noch weitergehenden Differenzierung lassen sich drei bis vier Phasen des Alters unterscheiden: Die erste liegt etwa zwischen dem 65. und dem 75. Lebensjahr und ist durch die Fortführung des bisherigen Lebens – allerdings ohne Erwerbsarbeit – gekennzeichnet. Etwa ab dem 75. Lebensjahr kommt es typischerweise zu einer deutlichen Verringerung der Mobilität und stärkeren gesundheitlichen Einschränkungen. Im Alter zwischen 80 und 85 Jahren wird für viele Seniorinnen und Senioren die Frage eines Pflegeheimetrtritts relevant, der im Durchschnitt im Alter von 85 Jahren erfolgt. Allerdings zieht die Mehrheit auch der über 85-Jährigen nicht in ein Pflegeheim um, sondern lebt, wenn auch mit Einschränkungen, eigenständig im gewohnten Umfeld.

Das Alter erscheint nicht mehr als bloße Restzeit, sondern als mehrphasiger Lebensabschnitt, der Optionen eröffnet, aber auch spezifische Lebens- und Handlungsentwürfe erfordert (Kohli 1992, S. 236). Im Hinblick auf die hier verfolgte Fragestellung erscheint es gleichwohl sinnvoll daran festzuhalten, diesen langen letzten Lebensabschnitt über das Renteneintrittsalter zu definieren. Denn die Erwerbsarbeit hat nach wie vor einen entscheidenden Einfluss auf aktionsräumliche Muster – ihr Wegfall zieht einen grundlegenden Wandel in den individuellen räumlichen Orientierungen nach sich (Herlyn 1990, S. 22 f.). Hinzu kommt, dass beim Renteneintritt die wesentlichen materiellen und sozialen Weichenstellungen im Leben eines Menschen in aller Regel bereits lange zurückliegen und damit auch die Bedingungen für ein gelungenes Altern weitgehend feststehen – d. h. dafür, dass eine ältere Person ihre Lebens- und Handlungsentwürfe realisieren und ihre Autonomie so lange wie möglich aufrechterhalten kann.

Häußermann (1996, S. 52 ff.) unterscheidet „subjektive“ und „objektive“ Bedingungen für gelungenes Altern: einerseits Gesundheit und materielle sowie immaterielle Ressourcen eines Individuums, andererseits dessen gesellschaftliche und physische Umwelt. Mit der räumlichen Umgebung eines Menschen – deren Bedeutung, das haben zahlreiche Studien gezeigt, mit zunehmendem Alter wächst (Wahl 2002, S. 54 ff.) – gilt unser Interesse einem wichtigen Teil der „objektiven“ Bedingungen für das Älterwerden. Dabei ist allerdings im Blick zu behalten, dass es einer Person überhaupt erst dann möglich ist, die in einer Gesellschaft – objektiv – vorhandenen Optionen der Lebensführung zu ergreifen, wenn sie auch individuell über ausreichendes materielles und soziales Kapital verfügt. Subjektive und objektive Bedingungen gelungenen Alterns spielen in der Realität ineinander und lassen sich nicht voneinander trennen.

In der Regel werden – jenseits der Wohnungsausstattung – mindestens zwei (sozial-)räumliche Bedingungen gelungenen Alterns unterschieden (vgl. Scheiner/Holz-Rau 2002, S. 203 f.):

Zum einen wird die Erreichbarkeit von Versorgungseinrichtungen und sozialen Infrastrukturen (wie Ärzten, sozialen Diensten oder Kulturangeboten) als essentiell angesehen. So bietet beispielsweise der regelmäßige wohnungsnahe Einkauf sowohl die Möglichkeit zur Aufrechterhaltung einer unabhängigen Lebensführung als auch zur Pflege sozialer Kontakte und bildet darüber hinaus ein strukturierendes Element im Tagesablauf älterer Menschen (Ramatschi/Schüttemeyer 2004, S. 118). In diesem Sinne kommt der funktionalen

Mischung von Wohnquartieren eine große Bedeutung für Gesundheit und Wohlbefinden im Alter zu: „despite declining physical function, older adults report greater independence in instrumental activities when they live in environments with more land use diversity“ (Clark/George 2005, S. 1933).

Zum anderen erachtet die Altersforschung die Einbindung in stabile familiäre, aber auch nichtfamiliäre Netzwerke, die sowohl praktische als auch emotionale Unterstützungsleistungen erbringen, als unabdingbar für die Lebensqualität und Zufriedenheit älterer Menschen (Victor et al. 2003) – wobei sich „Hilfebeziehungen in Abhängigkeit unterschiedlicher Wohnbedingungen und Wohnumgebungen“ ergeben und auch die „Beziehung zwischen räumlicher Nähe der Generationenhaushalte und intergenerativer Bindungsdichte“ eine wichtige Rolle spielt (Schultz-Nieswandt 2000, S. 24). Vielfach sind es erst ihre sozialen Netzwerke, die älteren Menschen ein selbständiges und selbstbestimmtes Leben ermöglichen (vgl. Butt et al. 2003) – insbesondere dann, wenn sie verwitwet sind und den Alltag als Single-Haushalt bewältigen müssen (Hollstein 2002). Die Einbindung von Individuen in soziale Netzwerke ist selbstverständlich nicht in erster Linie, aber durchaus auch eine Funktion räumlicher (und/oder zeitlicher) Distanzen. Des Weiteren ist zu berücksichtigen, dass die Distanzempfindlichkeit sozialer Beziehungen mit dem Alter der Beteiligten zunimmt (ARL 1992).

Den beiden genannten „objektiven“ Bedingungen gelungenen Alterns darf noch ein dritter, eher sozialpsychologischer Aspekt hinzugefügt werden. Denn inwiefern die in einer bestimmten räumlichen Umgebung – objektiv – vorhandenen Optionen der Lebensführung ausgeschöpft werden, hängt – außer von den subjektiv verfügbaren Ressourcen – auch davon ab, wie diese Umgebung subjektiv wahrgenommen wird (Weltzien 2004, S. 38). Es kommt also auch darauf an, ob ältere Menschen ihr jeweiliges (sozial-)räumliches Umfeld als hilfreich für die Bewältigung des Alltags und als Bereicherung der Möglichkeiten zu sozialer Teilhabe wahrnehmen – worauf wiederum biographisch bedingte und in weiten Teilen kohortenspezifische Erfahrungsaufschichtungen großen Einfluss haben (Herlyn 1990, S. 22).

An dieser Stelle kann festgehalten werden, dass sich aus dem Konzept der objektiven Bedingungen gelungenen Alterns drei Kriterien für die Untersuchung der Frage ergeben, inwieweit ältere Menschen im suburbanen Raum Chancen ergreifen und ein autonomes Leben realisieren können. Das erste Kriterium betrifft die Kongruenz von Raumstruktur und Infrastrukturaus-

stattung mit den Bedürfnissen älterer Menschen. Das zweite verweist auf die räumlichen Voraussetzungen für Aufbau und Pflege sozialer Netzwerke – einschließlich des Problems, diese Netzwerke im Falle zunehmender Mobilitätseinschränkungen aufrechtzuerhalten. Das dritte Kriterium besteht in der Wahrnehmung und Bewertung des eigenen Wohnquartiers sowie der emotionalen Bindung an dieses Quartier.

Zum ersten Kriterium: Schneider-Sliwa (2004) hat im schweizerischen Basel über 3 200 ältere Personen (unter anderem) nach ihren Präferenzen hinsichtlich Wohnumfeld und Quartiersinfrastruktur befragt. Dabei stellte sie fest, dass auch die Befragten selbst ihre räumliche Umwelt danach beurteilten, inwieweit sie ihnen dabei hilft, ein eigenständiges Leben zu führen. Zuerst spielte in diesem Zusammenhang die Erreichbarkeit von Einrichtungen des täglichen Bedarfs und der Daseinsvorsorge – Läden und Ärzte, aber auch Kultur- und Weiterbildungsangebote sowie Naherholungsmöglichkeiten – eine Rolle. Um diese Einrichtungen aufsuchen zu können, waren viele der Befragten auf ein ausreichendes ÖPNV-Angebot angewiesen; die Mehrheit freilich frönte der automobilen Fortbewegung. Wohnortnahe Möglichkeiten zu sozialen Kontakten und zur Teilnahme am sozialen Leben maßen die Befragten ebenfalls Bedeutung zu. Mit der differenzierten Betrachtung ihrer Befragungsergebnisse zeigt Schneider-Sliwa darüber hinaus auch, dass die Ansprüche älterer Menschen an ihre räumliche Umwelt beinahe ebenso heterogen sind wie deren Lebensumstände. So ist es nur teilweise möglich zu definieren, wie eine ideale Wohnumgebung für *die* Älteren aussehen sollte; stattdessen ist stets zu berücksichtigen, dass in den unterschiedlichen Phasen des Alters sehr unterschiedliche Anforderungen an diese Umgebung gestellt werden.

Zum zweiten Kriterium: Am Beispiel des niederländischen Groningen untersuchten Moorers und Suurmeijer (2001), inwieweit die Größe der sozialen Netzwerke bzw. der Grad der Vereinsamung älterer Menschen von deren jeweiliger Wohnumgebung abhängt – eine Annahme, von der, das hatten die Autoren in einer Vorstudie festgestellt, viele Kommunalverwaltungen und Wohlfahrtsträger ausgehen. Im Ergebnis stellte sich heraus, dass der Einfluss eines jeweiligen Wohnviertels auf die sozialen Netzwerke der älteren Menschen, die dort wohnen, minimal ist. Moorers/Suurmeijer ziehen daraus den Schluss, dass die Quantität und Qualität der von älteren Menschen unterhaltenen sozialen Beziehungen in allererster Linie auf individuelle – physische, psychische, soziale und materielle – Faktoren zurückzuführen ist. Was die Generalisierung ihrer Befunde angeht, raten sie allerdings

selbst zur Vorsicht, indem sie insbesondere auf die traditionell homogene Struktur niederländischer Städte und Gemeinden hinweisen. Zu hinterfragen wäre unseres Erachtens außerdem ihre durchaus eigenwillige Operationalisierung der „Netzwerkförderlichkeit“ von Wohnquartieren. So implizieren die gewählten Indikatoren beispielsweise, dass ältere Menschen grundsätzlich Freundschaften mit Gleichaltrigen anstreben, während die Möglichkeit, intergeneratives soziales Kapital zu bilden, nicht in den Blick genommen wurde. Gleichwohl: Hinsichtlich der Annahme einer räumlichen Bedingtheit sozialer Netzwerke älterer Personen darf zumindest weiterer Klärungsbedarf konstatiert werden.

Zum dritten Kriterium: Um zu untersuchen, wie ältere Menschen ihre Wohnumgebung wahrnehmen, haben Scharf, Philippon und Smith (2003) in neun sozial benachteiligten Wohnvierteln der drei englischen Städte Liverpool, Manchester und Newham eine Umfrage unter 600 Personen über 60 Jahren angestellt und zusätzlich 130 vertiefende Interviews geführt. Auf dieser empirischen Grundlage konnten die Autoren zunächst bestätigen, dass ältere Menschen häufig eine enge gefühlsmäßige Bindung zu ihrem Wohnquartier aufbauen und dessen Entwicklung sehr aufmerksam verfolgen – und zwar auch dann, wenn dieses Quartier als „sozial problematisch“ gilt. Insgesamt interpretieren die Autoren ihre Befunde als (weitere) Bestätigung für den großen Einfluss des Wohnumfelds auf die Lebensführung und die selbst empfundene Lebensqualität älterer Menschen. Mehr noch: Auch wenn dieses Wohnumfeld zahlreiche Belastungen mit sich bringt, scheint dieser Einfluss tendenziell ein positiver zu sein. Es muss jedoch offenbleiben, ob dies darauf zurückzuführen ist, dass auch – oder vielleicht sogar gerade – benachteiligte Wohnviertel Umgebungsqualitäten bieten, die ältere Menschen zu schätzen wissen, oder ob hier eher die Theorie der kognitiven Dissonanz heranzuziehen ist – die Annahme also, dass die Betroffenen sich ihren Stadtteil mangels alternativer Wohnstandorte „schön gucken“ (vgl. Föbker/Grotz 2006, S. 101).

4 Anlage der explorativen Studie

Mit dem Ziel, zu einer Einschätzung zu gelangen, wie die jüngst über Ostdeutschland hinweggeschwappte Suburbanisierungswelle hinsichtlich des Zusammenhangs von Raumstruktur und alternder Gesellschaft zu bewerten ist, haben wir in der Stadtregion Leipzig eine explorative Studie durchgeführt. Als Untersuchungsgebiet diente ein Teilbereich des östlichen Leipziger Stadtrands, der die Leipziger Ortsteile Paunsdorf, Heiterblick, Engelsdorf und Mölkau im Stadtbezirk Ost

sowie die Gemeinde Borsdorf mit dem Ortsteil Zweenfurth umfasst. Dieses Gebiet erstreckt sich, in einer Entfernung von 5 bis 12 km vom Leipziger Marktplatz, über rund 37 km². Es weist eine charakteristische „zwischenstädtische“ (vgl. Sieverts 1997) Prägung auf und hat knapp 43 000 Einwohner (2006). Die verkehrliche Anbindung des Untersuchungsgebiets kann als typisch suburban bezeichnet werden: Die Straßenverbindungen in die Leipziger Innenstadt sind gut, und auch mit dem öffentlichen Personennahverkehr sind die unterschiedlichen Ortslagen erschlossen – allerdings, mit Ausnahme von Mölkau, eher weitmaschig und mit deutlich geringeren Taktfrequenzen als die Innenstadt. Nur wenige Kilometer vom landschaftlich reizvollen Muldental entfernt und gut an die Autobahn angebunden, gehörte das Untersuchungsgebiet in den 1990er Jahren zu den beliebtesten Zielgebieten der Wohnsuburbanisierung in der Region. Binnen weniger Jahre entstanden hier zahlreiche Neubaugebiete – teils, wie vielerorts an der Leipziger Peripherie, vorwiegend im Geschosswohnungsbau, teils aber auch als Einfamilienhausgebiet. Zeitgleich entstand als überörtlich wirksames Versorgungszentrum in Paunsdorf eine sogenannte „Mall“ mit rund 20 000 m² Verkaufsfläche.

Das Untersuchungsgebiet (grün unterlegt) in der Stadtregion Leipzig



Entsprechend ihrem explorativen Charakter war die Studie qualitativ angelegt. Es wurden drei unterschiedliche Datenquellen herangezogen. Im Mittelpunkt standen leitfadengestützte Interviews mit zehn 65- bis 74-jährigen, drei 75- bis 80-jährigen sowie zwei über 90-jährigen Personen. Sie alle waren nach 1989 aus innerstädtischen Lagen in das suburbane Untersuchungsgebiet gezogen und zum Zeitpunkt des Interviews nicht mehr berufstätig. Insgesamt wurden acht

Männer und sieben Frauen in 13 Haushalten befragt. Rund drei Viertel von ihnen leben mit ihrem Ehepartner zusammen; ein Fünftel, durchweg Frauen, ist verwitwet; alle haben ein oder mehrere erwachsene/s Kind/er. Von den Befragten ist bislang niemand auf die Unterstützung durch soziale Dienste angewiesen. Etwa die Hälfte von ihnen verfügt über Wohneigentum, die andere Hälfte wohnt zur Miete. Die materiellen und sozialen Lebensumstände der Befragten dürfen als gut bezeichnet werden: Das monatliche Haushaltsnettoeinkommen beträgt im Mittel 2 000 € und liegt damit etwa 500 € über dem Leipziger Durchschnitt für die betreffende Altersgruppe (vgl. Seniorenbeirat 2003, S. 15), höhere Bildungsabschlüsse überwiegen. Das Sample deckt damit verschiedene Typen älterer Suburbanitinnen und Suburbaniten in konsolidierten Verhältnissen ab. Es ist uns bewusst, dass es nicht repräsentativ zu nennen ist und eine Verzerrung zugunsten privilegierter Bevölkerungsgruppen aufweisen könnte. Gleichwohl repräsentiert es einen typischen Teil der suburbanen Bevölkerung in Ostdeutschland und spiegelt damit einen wichtigen Ausschnitt der suburbanen Realität wider.

Die Interviews wurden aufgezeichnet und anschließend transkribiert. Ihre Auswertung folgte den Prinzipien der qualitativen Inhaltsanalyse (Mayring 2000) als einer vergleichsweise pragmatischen und unserem weitgehend vorstrukturierten Anliegen (wie auch den verfügbaren Ressourcen) angemessenen Methodenvariante aus dem Arsenal der interpretativen Sozialforschung. Entlang eines zunächst groben und im Zuge des Auswertungsprozesses dann weiter verfeinerten Kategoriengerüsts wurden relevante Interviewausagen identifiziert, systematisiert, rekombiniert und dann hinsichtlich ihres gemeinsamen Kerngehalts verdichtet. Dabei wurde das Ziel verfolgt, die Merkmale des Wohnumfelds der Befragten, deren sozialen Netze sowie deren eigene Sicht ihrer räumlichen Umgebung herauszuarbeiten und in einen Zusammenhang mit deren Biographie und Lebenssituation zu stellen.

Ergänzend zu den Gesprächen mit älteren Stadtrandbewohnerinnen und -bewohnern wurden Experteninterviews mit der Seniorenbeauftragten der Stadt Leipzig, einer im Untersuchungsgebiet tätigen Pastorin sowie einer ehrenamtlichen Mitarbeiterin des Vereins „Aktive Senioren“ e.V. durchgeführt, die über umfangreiche professionelle Erfahrungen in der Seniorenarbeit in Leipzig verfügen. Auch diese Interviews wurden aufgezeichnet und transkribiert. Da in ihnen leider keine nach Wohnort differenzierenden Aussagen zur Lebenssituation älterer Menschen getroffen wurden, fanden sie keine Verwendung als Hauptdatensatz,

sondern lediglich als Hintergrundinformation und Interpretationshilfe.

Als dritte Datenquelle wurde der Leipziger Seniorenreport 2003 (Seniorenbeirat 2003) herangezogen. Er beruht auf der seniorenspezifischen Auswertung der kommunalen Bürgerbefragung 2002 und enthält unter anderem Aussagen zu Wohnsituation, Einkommen, Gesundheit, Freizeit- und Sportaktivitäten, sozialen Netzwerken, ehrenamtlichem Engagement und Mobilität älterer Leipziger Bürger. Auch wenn dieser Bericht nur an wenigen Stellen nach Stadtteilen differenziert, gibt er Hinweise auf die quantitative Relevanz bzw. die Generalisierbarkeit der anhand der Interviews gewonnenen Befunde.

5 Empirische Befunde

5.1 Umzugs- und Standortentscheidung

Die befragten älteren Suburbanitinnen und Suburbaniten nennen vielfältige Beweggründe für ihre Entscheidung zum Umzug an den Stadtrand, die sich jedoch auf drei Aspekte zuspitzen lassen: Erstens spielten biographische Umbruchsituationen wie der bevorstehende Eintritt ins Rentenalter oder der (berufsbiographisch späte) Wechsel des Arbeitsplatzes eine Rolle. Zweitens bildete der seit Mitte der 1990er Jahre in den Leipziger Gründerzeitgebieten in Schwung gekommene Stadterneuerungsprozess, der nicht nur mit erheblichen Belastungen durch die Sanierungsarbeiten einherging, sondern auch deutliche Mietsteigerungen erwarten ließ, einen wichtigen Push-Faktor in Richtung Stadtrand: *„Als sich zeigte, dass das Haus rekonstruiert wird, da haben wir dann gesehen, dass wir dort nicht bleiben werden. Das sollte saniert werden, wurde von Westdeutschen gekauft und mit ziemlich hoher Miete auch. Die Ankündigung erfolgte schon 1992. Die ist hoch angesetzt gewesen. Da war für uns klar, wenn wir schon eine höhere Miete zahlen, dann suchen wir uns eine attraktivere Gegend. Warum sollten wir dort bleiben?“* (m65, Diplomökonom) Ein drittes zentrales Umzugsmotiv bestand in dem Wunsch, Wohneigentum zu bilden. Dass dieser Wunsch in den 1990er Jahren gerade unter älteren Ostdeutschen weit verbreitet war, lässt sich darauf zurückführen, dass es in der DDR nur sehr wenigen Menschen möglich war, in ein Eigenheim zu ziehen.

Für die Wahl des suburbanen Raums im Leipziger Osten als neuer Wohnstandort werden unterschiedliche Gründe angeführt, wobei familiäre Bande eine herausragende Rolle spielen. Etwa die Hälfte der Befragten wollte in die Nähe ihres Kindes bzw. ihrer Kinder ziehen; einige errichteten sogar das Haus, in dem sie nun wohnen, als „Mehrgenerationenprojekt“. Als wichtiges

Argument für den gewählten Wohnstandort wird aber auch dessen (als gut wahrgenommene) Infrastrukturausstattung ins Feld geführt.

Die in den Interviews genannten Gründe für die Umzugsentscheidung und Wohnstandortwahl decken sich im Wesentlichen mit den Ergebnissen des Leipziger Seniorenreports. Dort wird außerdem darauf hingewiesen, dass die überwiegende Mehrzahl (auch) der (älteren) Leipzigerinnen und Leipziger nach 1989 mindestens einmal umgezogen ist und daher in der Regel eine bedarfs- und bedürfnisgerechte Wohnung bewohnt (Seniorenbeirat 2003, S. 18–19).

5.2 Ausstattung und Wahrnehmung der Wohnumgebung

Befragt nach den Vorzügen ihrer Wohnumgebung, verweist die Mehrzahl der Interviewten auf Qualitäten wie Ruhe, Sauberkeit und Ordnung. Auch eine gute verkehrliche Erschließung wird häufig genannt. Ferner werden mehrfach die „netten Nachbarn“, der „eigene Garten“ sowie die „insgesamt nette Umgebung“ als wichtige Wohnumfeldqualitäten hervorgehoben. Der Aufforderung zu sagen, was er an seinem Wohngebiet besonders schätzt, kommt einer der Befragten folgendermaßen nach: *„Ja, die Nähe zum Stünzer Park. Das ist ein ganz bequemer Spaziergangsweg und für die Kinder ist es auch schön. Und die Nähe zur Stadt, die angenehme Verkehrsanbindung, die Ruhe und das man gleich am Garten ist, um ihn zu bearbeiten. Früher mussten wir immer erst hierher fahren, als wir noch gearbeitet haben.“* (m73, Chirurg)

Was negative Eigenschaften ihres Wohngebiets angeht, monieren einzelne Befragte eine Lärmbelästigung durch Flugzeuge und Straßenverkehr sowie mangelnde Einkaufsmöglichkeiten. Auch (potenzielle) Nachbarschaftskonflikte werden benannt – nicht zuletzt die eher klassischen Probleme, dass Ruhezeiten nicht eingehalten würden, Grundstücksgrenzen durch Pflanzenbewuchs missachtet würden, sich die in der Nachbarschaft wohnenden Übersiedler aus den ehemaligen Sowjet-Republiken selbst abschotteten oder dass im Wohngebiet zu schnell Auto gefahren werde.

Insgesamt bewerten die Befragten ihr Wohnumfeld eindeutig positiv (auch wenn die infrastrukturelle Ausstattung der einzelnen Stadt- und Ortsteile, in denen die Interviews durchgeführt wurden, recht unterschiedlich ist). Das betrifft sowohl die medizinische Versorgung als auch – allerdings mit Einschränkungen – das Angebot an Lebensmittelgeschäften, bei denen es sich vorwiegend um kleinere Discount-Märkte handelt, deren beschränktes Warenangebot in einigen Interviews

beanstandet wird. Es verdient besondere Erwähnung, dass sich kaum Klagen hinsichtlich der Erreichbarkeit wichtiger Einrichtungen finden. Die im Leipziger Stadtgebiet ansässigen Befragten können Ämtergänge in dem neben der bereits erwähnten „Mall“ gelegenen Behördenzentrum erledigen – und damit an einem Ort, den sie ohnehin regelmäßig für ihre größeren Einkäufe aufsuchen. Immerhin bedauern einige Befragte, dass dieser zentrale Bereich nicht fußläufig erreichbar sei.

Im Hinblick auf die Zufriedenheit älterer Menschen mit ihrer Wohnumgebung zeichnen unsere Befunde das gleiche Bild wie der Leipziger Seniorenreport. Demnach sind 78 % der 55- bis 85-jährigen Leipzigerinnen und Leipziger mit ihrer Wohnsituation zufrieden; für die 75- bis 85-Jährigen gilt dies sogar in 88 % der Fälle (Seniorenbeirat 2003, S. 16–18).

5.3 Soziales Netzwerk

Von wenigen Ausnahmen abgesehen fühlen sich die Befragten gut in ihr suburbanes Umfeld integriert. Sie benennen eine Reihe von Aspekten, die sich positiv auf ihre sozialen Kontakte am Wohnort auswirken. So werden regelmäßig die ausgezeichneten Nachbarschaftsbeziehungen betont, wobei allerdings nach Wohngebietstypen zu differenzieren ist. Diejenigen Befragten, die in Mehrfamilienhausgebieten leben, haben zwar ein gutes, aber offenbar vergleichsweise distanziertes Verhältnis zu ihren Nachbarn. Dagegen bestehen in den Einfamilienhausgebieten häufig sehr enge Nachbarschaftsbeziehungen, die in mehreren Fällen in gemeinsamen Erfahrungen während des Hausbaus gründen und zum Teil sogar noch weiter zurückreichen – in die Zeit, als die heutigen Eigenheim- noch Gartengrundstücke waren: *„Wir Alten haben alle gleichzeitig gebaut, alle gleichzeitig denselben Ärger gehabt, die selben Probleme. Das schweißt zusammen. Also wir sind eine richtig schöne Gemeinschaft. Früher würde man gesagt haben: ein gutes Kollektiv. Also da gibt es überhaupt keine Probleme. Mit der Bevölkerung, mit denen man zusammenkommt, etwas regelt oder kauft: das ist alles gut.“* (m72, Journalist) Einige der Befragten verweisen auf Nachbarn und Bekannte aus ihrem früheren Wohngebiet, die sich ebenfalls zum Umzug an den Stadtrand entschlossen und dort – nicht ganz zufällig – für dasselbe Wohngebiet entschieden haben.

Neben den Nachbarn spielen auch die Verwandten eine entscheidende Rolle für die soziale Einbettung der Befragten. So erklären diejenigen, deren Umzug an den Stadtrand primär auf den Wunsch zurückging, in die Nähe (eines) der Kinder zu ziehen, dass mit diesem Umzug nicht nur die Perspektive eröffnet worden sei, im Alter erforderlichenfalls „versorgt“ zu sein, sondern

vor allem auch die Gelegenheiten zugenommen hätten, Zeit mit der Familie zu verbringen und die jüngere Generation zu unterstützen – z. B. durch die regelmäßige Betreuung der Enkel oder auch die Beteiligung an der Finanzierung des gemeinsamen Eigenheims. Sowohl die Nachbarschaft als auch die Familie stellen für unsere Befragten eine wichtige soziale Ressource dar, auf die im Alltag zurückgegriffen werden kann und wird.

Alle Befragten pflegen nicht nur nähräumliche Sozialkontakte. Sie haben regelmäßig Besuch von Familienangehörigen, Freunden und Bekannten sowie früheren Arbeitskolleginnen und -kollegen aus der gesamten Stadtregion; und genauso regelmäßig statten sie ihrerseits Gegenbesuche ab und nehmen Verabredungen zu gemeinsamen Unternehmungen wahr. Auf die Bitte, Qualität und Quantität von sozialen Kontakten vor und nach dem Umzug an den Stadtrand zu vergleichen, antworten die meisten Befragten, dass es zu keinerlei Veränderungen gekommen sei. Bestehende Netzwerke konnten offenbar aufrechterhalten, aufgrund der verrentungsbedingten Zunahme an Freizeit häufig sogar noch intensiver gepflegt werden. Immerhin zwei der Befragten stellen allerdings auch fest, dass sich durch ihr fortgeschrittenes Alter und die damit verbundenen gesundheitlichen Beschwerden, aber auch durch ihren Umzug an den Stadtrand die Zusammensetzung ihres Freundeskreises (nicht aber die Qualität sozialer Beziehungen) verändert habe.

Die Beobachtungen zur sozialen Einbindung unserer Befragten decken sich weitgehend mit denen des Leipziger Seniorenreports: Ältere Leipzigerinnen und Leipziger halten mehrheitlich engen Kontakt sowohl zu ihren Verwandten als auch zu ihren Nachbarn – obschon ein knappes Drittel von ihnen angibt, selten oder nie mit den Nachbarn zu sprechen – und sind demzufolge überwiegend davon überzeugt, bei Bedarf vielfältige Formen der Nachbarschaftshilfe in Anspruch nehmen zu können (Seniorenbeirat 2003, S. 38–41).

5.4 Außerhäusliche Aktivitäten

Die Interviewten gehen einem breiten Spektrum außerhäuslicher Aktivitäten nach – wobei die Leipziger Innenstadt in den meisten Fällen selbstverständlicher Bestandteil des alltäglichen Aktionsraums (geblieben) ist. Gleich mehrere von ihnen engagieren sich in Vereinsvorständen, Beiräten oder Förderkreisen. Einige besuchen regelmäßig Veranstaltungen des Vereins Aktive Senioren e.V., der im Untersuchungsgebiet Sport-, Sprach-, Computer- und Kunstkurse organisiert. Angebote des örtlichen Seniorentreffs nehmen hingegen nur die beiden über 90-jährigen Befragten wahr. Bemerkenswert ist außerdem, dass in einer Reihe von

Interviews die örtlichen Kulturangebote explizit als Möglichkeit zur Integration am neuen Wohnort erwähnt werden. Nur drei der Befragten gehen regelmäßig in den Gottesdienst und engagieren sich darüber hinaus in der Kirchengemeinde. Die vergleichsweise schwache Bedeutung der Kirche als sozialer Handlungsraum und Bezugspunkt älterer Menschen entspricht dem geringen Maß konfessioneller Gebundenheit in Ostdeutschland: *„Die sollten die Kirche verbieten. Also ich bin ein absoluter Gegner der Kirche. Das ist eine Verdummung jeder Religion der Menschen. Punkt aus.“* (m66, Ingenieur)

Der Vergleich mit dem Leipziger Seniorenreport belegt ein überdurchschnittliches außerhäusliches Aktivitätsniveau unserer Befragten, das angesichts deren ebenfalls überdurchschnittlichen Bildungsniveaus freilich nicht allzu sehr überrascht, da in allen Altersgruppen eine enge Korrelation zwischen Bildungsabschluss und Aktivitätsniveau sowie gesellschaftlicher Teilhabe besteht (Scheiner/Holz-Rau 2002, S. 106). Immerhin erweisen sich die älteren Leipzigerinnen und Leipziger aber auch im Durchschnitt als erfreulich aktiv (Seniorenbeirat 2003, S. 31, 42).

6 Zusammenfassung und Schlussfolgerungen

Die empirischen Befunde unserer explorativen Studie lassen sich entlang der drei oben eingeführten Bedingungsfaktoren eines gelungenen Alterns – Ausstattung des Wohnumfelds, soziale Netzwerke und Zufriedenheit mit der räumlichen Umgebung – zusammenfassen und zu einigen generellen Schlussfolgerungen verdichten.

Zur Ausstattung des Wohnumfelds: Die Befragten empfinden das an ihren suburbanen Wohnorten vorzufindende Nahversorgungsangebot im Großen und Ganzen als ausreichend. Mit Blick auf unsere skeptische Ausgangshypothese mag dies zwar ein wenig überraschen, deckt sich aber mit den Ergebnissen anderer Untersuchungen (vgl. Föbker 2002). Dieser positive Befund ist freilich nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass es unseren gesunden und überwiegend hochmobilen Befragten keine Schwierigkeiten bereitet, auch solche Geschäfte, Dienstleistungseinrichtungen, Ärzte oder kulturellen Angebote aufzusuchen, die nicht unmittelbar fußläufig erreichbar sind. Solange er nur eine gewisse infrastrukturelle Grundausstattung aufweist, besitzt der suburbane Raum für die „jungen Alten“ – die über die zentrale Voraussetzung für ein gelingendes suburbanes Leben verfügen, nämlich ein hohes Maß an Mobilität – demnach alles, was zu einem „guten Leben“ notwendig ist.

Zu den sozialen Netzwerken: Die Annahme, dass es für ältere Menschen, die am Stadtrand leben, zunehmend schwieriger wird, Kontakte zu pflegen und soziales Kapital aufrechtzuerhalten, fanden wir nicht bestätigt. Angesichts des (bislang noch) hohen Maßes an Mobilität, über das die Befragten (ebenso wie ihr soziales Umfeld) verfügen, ist dies allerdings nicht allzu überraschend. Vielmehr darf es als Ausdruck der generellen Enträumlichung sozialer Beziehungen (bekanntermaßen ein wesentliches Kennzeichen der Moderne schlechthin) gelten, dass die zwischenmenschlichen Beziehungen auch älterer Suburbanitinnen und Suburbaniten keineswegs allein an deren unmittelbares Wohnumfeld gebunden sind. Im hier untersuchten Fall kommt noch ein besonderer, dem Transformationskontext geschuldeter Umstand hinzu, der es den Befragten besonders leicht machte, trotz Umzug an den Stadtrand soziale Beziehungen aufrechtzuerhalten: Großteils haben sie Mitte der 1990er Jahre ihren individuellen Beitrag zum Suburbanisierungsprozess gleichsam synchron mit einem bedeutenden Teil ihres Freundes- und Bekanntenkreises geleistet. Gleichwohl fanden wir aber auch Hinweise auf neu aufgebaute soziale Beziehungen im unmittelbaren Wohnumfeld. Zum einen haben sich zumindest in den Eigenheimgebieten engmaschige Nachbarschaftsnetzwerke herausgebildet. Zum anderen fällt auf, wie viele der Befragten ihren suburbanen Wohnstandort in der Nachbarschaft oder sogar im Haus eines ihrer Kinder gewählt und so eine gerade auch mit Blick auf die Aufrechterhaltung sozialer Nahbeziehungen im Alter strategische Entscheidung getroffen haben. Der „Rückzug“ in die Nähe der Familie ist ein typisches Motiv für Umzüge im höheren Lebensalter und markiert in der Regel den Eintritt in eine neue, wiederum stärker familienorientierte Lebensphase (vgl. Kasper 2004a, S. 159 f.). Wenn er gelingt, trägt dies in aller Regel erheblich zur Wohnzufriedenheit bei – ein Umstand, der die insgesamt recht positive Sicht unserer Befragten auf ihre suburbane Umgebung sicherlich maßgeblich mitbedingt.

Zur Zufriedenheit mit der räumlichen Umgebung: Auch was die Wahrnehmung ihrer Wohnumgebung sowie ihre emotionale Bindung an den suburbanen Wohnort angeht, zeichnen unsere Befragten ein eindeutig positives Bild. Darüber hinaus zeigen sie sich alle nach wie vor einverstanden mit ihrer Entscheidung zum Umzug an den Stadtrand. Dies ist als Indiz dafür zu werten, dass die „Aufrechterhaltung territorialer Bindung als konstitutiver Bestandteil der eigenen Identität“ (Friedrich 2002, S. 94) älteren Menschen im suburbanen Raum keine grundsätzlichen Schwierigkeiten bereitet. Allerdings muss dieses Ergebnis in zweierlei Hinsicht auch ein wenig relativiert werden: Zum einen ist bekannt,

dass ältere Menschen ihre Wohnumgebung generell überdurchschnittlich wertschätzen; zum anderen ist einmal mehr darauf hinzuweisen, dass die Interviewpartnerinnen und -partner aufgrund ihres großen Aktionsradius' mögliche Defizite ihrer (sozial-)räumlichen Umgebung leicht kompensieren können.

In der Zusammenschau unserer empirischen Befunde können wir konstatieren, dass die aktive Teilnahme am Suburbanisierungsprozess für unsere Befragten – zumindest bis zum Zeitpunkt der Untersuchung – keine gravierenden Nachteile gezeitigt hat. Vielmehr bietet ihnen der suburbane Raum im Großen und Ganzen offenbar geeignete Rahmenbedingungen für die Befriedigung von sozialen Bedürfnissen, Wohn- und Wohnumfeldansprüchen sowie Freizeitinteressen. Insofern zeigt unsere Studie, dass die eingangs formulierte skeptische Sicht auf die Lebensbedingungen älterer Menschen am Stadtrand nicht zwangsläufig zutreffend sein muss (vgl. insbes. auch Föbker 2002).

Zugleich ist allerdings noch einmal zu betonen, dass dieser Befund auf einer recht schmalen empirischen Basis erarbeitet wurde, deren Repräsentativität darüber hinaus durch die – freilich bewusste – Konzentration auf eine bestimmte soziale Gruppe (materiell abgesicherte, im Kontext des gesellschaftlichen Transformationsprozesses in Ostdeutschland suburbanisierte, überwiegend „junge“ Alte) eingeschränkt ist. Eine quantitative Generalisierung der gewonnenen Einsichten verbietet sich damit von selbst.

Auf der anderen Seite ist jedoch zu beachten, dass die befragte Gruppe älterer Suburbanitinnen und Suburbaniten unzweifelhaft einen erheblichen Teil der suburbanen Realität in Ostdeutschland prägt. Gerade an dieser Gruppe wird deutlich, was offensichtlich eine unabdingbare – subjektive(!) – Voraussetzung gelungenen Alterns im suburbanen Raum ist: Wer über ein hohes Aktivitäts- und Mobilitätsniveau verfügt, sieht sich – ganz unabhängig vom individuellen Lebensalter – von den weite Teile des suburbanen Raums kennzeichnenden infrastrukturellen Defiziten kaum beeinträchtigt (Ramatschi/Schüttemeyer 2004, S. 75; vgl. auch Kasper 2004b, S. 178 f.). Damit aber rückt abschließend einmal mehr die in der Altersforschung etablierte Differenzierung zwischen „jungen“ und „alten“ Alten ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Denn der Aktionsraum einer Person korreliert ja nicht allein mit deren gesellschaftlicher Position, sondern auch mit deren Alter: Wenn die von uns befragten „jungen“ – etwa um das 80. Lebensjahr herum – zu „alten“ Alten werden, werden sich auch ihre Aktionsräume spürbar verengen. Die Weitmaschigkeit suburbaner Infrastruktur- und Beziehungsnetze wird für sie dann absehbar sehr viel virulenter sein als derzeit (vgl. Scheiner/Holz-Rau

2002, S. 211 f.; Ramatschi/Schüttemeyer 2004, S. 118 f.). Darüber hinaus wird eine wachsende Zahl der Befragten in 15 oder 20 Jahren auf fremde Hilfe – etwa durch mobile Essensversorgung oder medizinische Dienste – angewiesen sein, um weiter selbständig leben zu können. Damit ist ein besonderer Typ von sozialer Infrastruktur angesprochen (sog. Bringedienste). Inwieweit sich der künftige Bedarf an solcherlei Infrastruktur wird decken lassen, ist freilich nur noch in eingeschränktem Maße eine Frage der „richtigen“ Raumstruktur. Dies hängt vielmehr davon ab, welche Antworten auf die gesamtgesellschaftliche Herausforderung des demographischen Wandels gefunden werden.

Danksagung: Für ihre wertvolle Kritik an früheren Fassungen dieses Textes sind wir Martin Lanzendorf, Andreas Peter, Andreas Klee sowie den anonymen Gutachterinnen oder Gutachtern zu Dank verpflichtet.

Literatur

- Akademie für Raumforschung und Landesplanung – ARL (Hrsg.): Regionale und biographische Mobilität im Lebensverlauf. – Hannover 1992. = Forschungs- u. Sitzungsberichte, Bd. 189
- Benfield, E.K.; Raimi, M.D.; Chen, D.D.T.: Once There Were Greenfields: How Urban Sprawl Is Undermining America's Environment, Economy, and Social Fabric. – Washington D.C., Natural Resources Defence Council 1999
- Bertels, L.; Herlyn, U. (Hrsg.): Lebenslauf und Raumerfahrung. – Leverkusen-Opladen 1990
- Brake, K.; Dangschat, J. S.; Herfert, G. (Hrsg.): Suburbanisierung in Deutschland. – Opladen 2001
- Brown, V.: The effects of poverty environments on elders' subjective well-being: A conceptual model'. The Gerontologist 35 (1995) 4, S. 541–548
- Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (Hrsg.): Raumordnungsbericht 2005. – Bonn 2005
- Butt, J.; Moriarty, J.; Brockmann, M.; Sin, C.H.; Fisher, M.: Quality of life and social support among older people from different ethnic groups. Research Findings from the Growing Older Programme, 1-4 (2003; www.shef.ac.uk/uni/projects/gop/GOFindings23.pdf; Zugriff 22.2.2006)
- Clark, W.A.V.: Urban restructuring from a demographic perspective. Economic Geography 63 (1987), S. 103–125
- Clarke, P.; George, L. K.: The role of the built environment in the disablement process. American Journ. of Public Health 95 (2005) 11, S. 1933–1939
- Downs, A.: Some Realities about Sprawl and Urban Decline. Housing Policy Debate 10 (1999) 4, S. 955–974
- Föbker, S.: Älter werden am Stadtrand. Zur Bedeutung des Wohnumfelds für die Alltagsmobilität älterer Menschen. – Bonn 2002. = Bonner Beiträge zur Geographie, 16

- Föbker, S.; Grotz, R.: Everyday Mobility of Elderly People in Different Urban Settings: The Example of the City of Bonn, Germany. *Urban Studies* 43 (2006) 1, S. 99–118
- Freeman, L.: The Effects of Sprawl on Neighbourhood Social Ties. An Explanatory Analysis. *APA – Journ. of the American Planning Association* 67 (2001) 1, S. 69–77
- Friedrich, K.: Migrationen im Alter. In: *Mobilität und gesellschaftliche Partizipation im Alter*. Hrsg.: Schlag, B.; Megel, K. – Stuttgart 2002. = Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 230, S. 87–96
- Friedrichs, J. (1990): Aktionsräume von Stadtbewohnern verschiedener Lebensphasen. In: *Lebenslauf und Raumerfahrung*. Hrsg.: Bertels, L.; Herlyn, U. – Leverkusen-Opladen 1990, S. 161–178
- Häußermann, H.: Altern in der Stadt. In: *Macht Stadt krank?* Hrsg.: Machule, D.; Mischer, O.; Sywottek, A. – Hamburg 1996, S. 47–62
- Heil, K.: Kommunikation und Entfremdung. Menschen am Stadtrand, Legende und Wirklichkeit. Eine vergleichende Studie in einem Altbauquartier und in einer neuen Großsiedlung in München. – Stuttgart, Bern 1971
- Heinze, R. G.; Eichener, V.; Naegele, G.; Bucksteeg, M.; Schauerte, M.: Neue Wohnung auch im Alter. – Darmstadt, Schader Stiftung 1997
- Herfert, G.: Wohnsuburbanisierung in Verdichtungsräumen der neuen Bundesländer: Eine vergleichende Untersuchung im Umland von Leipzig und Schwerin. *Europa Regional* 4 (1996) 1, S. 32–46
- Herlyn, U.: Zur Aneignung von Raum im Lebensverlauf. In: *Lebenslauf und Raumerfahrung*. Hrsg.: Bertels, L.; Herlyn, U. – Leverkusen-Opladen 1990, S. 7–34
- Hollstein, B.: Struktur und Bedeutung informeller Beziehungen und Netzwerke. Veränderungen nach dem Tod des Partners im Alter. In: *Lebensqualität im Alter: Generationsbeziehungen und öffentliche Servicesysteme im sozialen Wandel*. Hrsg.: Motel-Klingebiel, A.; von Kondratowitz, H.-J.; Tesch-Römer, C. – Leverkusen-Opladen 2002, S. 13–40
- Kaa, D. J. van de: Europe's second demographic transition. *Population Bulletin* 42 (1987), S. 1–47
- Kasper, B.: Faktoren der Wohnstandortwahl aus individueller Sicht. In: *Freizeitmobilität älterer Menschen*. Hrsg.: Rudinger, G.; Holz-Rau, C.; Grotz, R.; Universität Dortmund, Institut für Raumplanung. – Dortmund 2004, S. 157–162 (a)
- Kasper, B.: Begründungen und Motive der Freizeitmobilität älterer Menschen. Ergebnisse einer qualitativen Untersuchung. In: *Verkehrsgenese: Entstehung von Verkehr sowie Potentiale und Grenzen der Gestaltung einer nachhaltigen Mobilität*. Hrsg.: Dalkmann, H.; Lanzendorf, M.; Scheiner, J. – Mannheim 2004, S. 165–182 (b)
- Kohli, M.: Altern in soziologischer Perspektive. In: *Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung*. Hrsg.: Baltes, P. B.; Mittelstraß, J. – Berlin, New York 1992, S. 231–259
- Kutter, E.: Entwicklung innovativer Verkehrsstrategien für die mobile Gesellschaft. – Berlin 2005
- Lopez, R.: Urban sprawl and risk for being overweight or obese. *American Journ. of Public Health* 94 (2004) 9, S. 1574–1579
- Mayring, P.: *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*. – 7. Aufl., Weinheim a. d. B. 2000
- Mollenkopf, H.; Flaschenträger, P.: Erhaltung von Mobilität im Alter. – Stuttgart 2001. = Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 197
- Moorer P.; Suurmeijer, T.P.B.M.: The Effects of neighbourhoods on Size of Social Networks of the Elderly and Loneliness: A Multi-level Approach. *Urban Studies* 38 (2001) 1, S. 105–118
- Naegele, G.; Walker, A.: Ageing and Social Policy: Towards an agenda for policy learning between Britain and Germany. Unpublished Paper. – London, Anglo-German Foundation for the Study of Industrial Societies 2002
- Newman, P.; Kenworthy, J.: *Cities and Automobile Dependence*. – Aldershot 1991
- Power, A.: Social exclusion and urban sprawl: Is the rescue of cities possible? *Regional Studies* 35 (2001) 8, S. 731–742
- Putnam, R.: *Bowling Alone. The Collapse and Revival of American Community*. – New York 2000
- Ramatschi, U.; Schüttemeyer, A.: Räumliche Orientierung in räumlicher Differenzierung. In: *Freizeitmobilität älterer Menschen*. Hrsg.: Rudinger, G.; Holz-Rau, C.; Grotz, R.; Univ. Dortmund, Institut für Raumplanung. – Dortmund 2004, S. 104–121
- Rudinger, G.; Holz-Rau, C.; Grotz, R.; Univ. Dortmund, Institut für Raumplanung (Hrsg.): *Freizeitmobilität älterer Menschen*. – Dortmund 2004. = Dortmunder Beiträge zur Raumplanung, Verkehr, Bd. 4
- Scharf, T.; Phillipson, C.; Smith, A.: Older Peoples' Perceptions of the Neighbourhood: Evidence from Socially Deprived Urban Areas. *Sociological Research Online* 8 (2003) 4
- Scheiner, J.: Langfristige und aktivitätsübergreifende räumliche Orientierungen – aktionsräumliche Anlaysen. In: *Freizeitmobilität älterer Menschen*. Hrsg.: Rudinger, G.; Holz-Rau, C.; Grotz, R.; Univ. Dortmund, Institut für Raumplanung. – Dortmund 2004, S. 142–156
- Scheiner, J.; Holz-Rau: Seniorenfreundliche Siedlungsstrukturen. In: *Mobilität und gesellschaftliche Partizipation im Alter*. Hrsg.: Schlag, B.; Megel, K. – Stuttgart 2002. = Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 230, S. 198–221
- Schlag, B.; Megel, K. (Hrsg.): *Mobilität und gesellschaftliche Partizipation im Alter*. – Stuttgart 2002. = Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 230
- Schneider-Sliwa, R.: Städtische Umwelt im Alter. Präferenzen älterer Menschen zum altersgerechten Wohnen, zur Wohnumfeld- und Quartiersgestaltung. – Basel, Geographisches Institut der Univ. Basel 2004
- Schulz-Nieswandt, E.: Altern im ländlichen Raum – eine Situationsanalyse. In: *Altern im ländlichen Raum: Ansätze für eine vorausschauende Alten- und Gesundheitspolitik*. Hrsg.: Walter, U.; Altgeld, T. – Frankfurt a.M. 2000, S. 11–14

Seniorenbeirat der Stadt Leipzig (Hrsg.): Senioren 2002 in Leipzig: Seniorenspezifische Auswertung der Bürgerumfrage der Stadt Leipzig 2002. – Leipzig 2003

Sieverts T.: Zwischenstadt: Zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land. – Braunschweig, Wiesbaden 1997

Staudinger, U.; Schindler, I.: Produktivität und gesellschaftliche Partizipation im Alter. In: Mobilität und gesellschaftliche Partizipation im Alter. Hrsg.: Schlag, B.; Megel, K. – Stuttgart 2002. = Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 230, S. 64–86

Strong-Boag, V.; Dyck, I.; England, K.; Johnson, L.: What Women's Spaces? Women in Australian, British, Canadian and US Suburbs. In: Changing Suburbs: Foundation, Form and Function. Hrsg.: Harris, R.; Larkham, P. J. – London 1999, S. 168–186

United Nations Population Division: World Urbanization Prospects. – New York 2003

Victor, C.; Bowling, A.; Bond, J.; Scambler, S.: Loneliness, social isolation and living alone in later life. Research Findings 17, ESRC Growing Older Programme. – University of Sheffield, Department of Sociological Studies 2003

Wahl, H.-W.: Lebensumwelten im Alter. In: Mobilität und gesellschaftliche Partizipation im Alter. Hrsg.: Schlag, B.; Megel, K.. – Stuttgart 2002. = Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 230, S. 48–63

Warnes, A.: Cities and Elderly People: Recent Population and Distributional Trends. Urban Studies 31 (1994) 4/5, S. 799–816

Weltzien, D.: Neue Konzeptionen für das Wohnen im Alter. – Wiesbaden 2004

Henning Nuissl
Helmholtz-Zentrum für Umweltforschung – UFZ
Dept. Stadt- und Umweltsoziologie
Permoserstr. 15
04313 Leipzig
E-Mail: henning.nuissl@ufz.de

Bernadett Bigalke
Max-Weber Kolleg für kultur- und sozialwissenschaftliche Studien
an der Universität Erfurt
Am Hügel 1
99084 Erfurt
E-Mail: bernadett.bigalke@stud.uni-erfurt.de